

Eine seltsame Geschichte von F. Bruner.

Robert Frommanns Besitz war die entlegenste Station des ganzen Bezirkes. Der nächste Nachbar hatte fast vier englische Meilen südwärts sein Gehöft. Es war dies Josef Farays, ein weißköpfiger Titan. Der hatte Frommann gerathen, nicht so weit in die wilde Einöde hinauszuziehen. Aber Letzterer, der eben seinen dreißigsten Geburtstag zum ersten Male als eigener Herr feiern wollte, war adelsgegend an der Warnung vorübergegangen. Denn erstens war die Gegend, wo er nun sein „Heim“ hatte, von prächtiger Schönheit, zweitens der Boden von schier unerschöpflicher Fruchtbarkeit — wenn die eine Saat gerntet wurde, schoß die zweite schon lüchlig in die Halme — und drittens war das Land billig. Alle diese drei Gründe, vielleicht der letzte am stärksten, wirkten zusammen, daß Frommann in die einsamste Wildnis hinauszog. Mit irdischen Gütern war er vom Schicksal nicht ausgestattet worden, er hatte sich die paar Goldgulden vielmehr in harter, frieblicher Arbeit erwerben müssen. Immerhin hatte er sich so viel erworben, daß er sich von der Regierung ein lüchliges Stück Land — wenigstens so groß wie ein Dugend „Mittergüter“ in der einfliegen Heimath — kaufen konnte. Freilich war das nicht eben Boden, in den man nur den Samen zu streuen brauchte. Jeder Fußbreit mußte der Wildnis in harter Thätigkeit abgerungen werden.

Tropdem bereute Frommann nie, seinem eigenen Kopfe gefolgt zu sein. Sein Haus war ein fester schwerer Holzbau, roh, aber zweckentsprechend zusammengefügt. Allmälig wogten um das braune Dach schmerzhaltige Lehren; auf der einen Seite nur stieg hügelig an, auf dem der Urmald in großartigen, majestätischen Formen sich erhob. Einsame, laute Stille herrschte meist; einmal wurde es aber Robert Frommann nur manchmal, wenn tiefere Regenstürme über die Fernen dahinstreiften, man nicht hinaus konnte, an die enge Scholle gebannt war, wo es nur wenig Arbeitsgelegenheit gab. Hier und da ragten sich die wilden Bestien so nahe an das Haus heran, daß ihr Brüllen Frommann aus dem leichtsten Schlafe weckte. Manches Thier aus seinem Besitze fiel dem Raubzeug zum Opfer. Freilich lehrte dann der junge Farmer mit seiner schweren Büchse kaum nach Hause zurück, ehe er nicht dem Gezücht das Lebenslicht ausgelassen.

Somit jedoch hauchte es sich auf dem Gehöfte ganz ausgezehnet, besonders wenn Einer wie Robert Frommann sich selbst als liebsten Gesellschafter hat. Ausnahmen natürlich abgerechnet, so zum Beispiel Farays's flachshaarige und blauäugige Frau. Er wirtschafte mit einer Anzahl Schwarzer, die sich in seiner Gegenwart wenigstens der Schweigensart befleißigen mußten, denn der Farmer liebte das überflüssige Reden nicht. Bei Allen bestand er auf diesen seinem Willen, nur bei Jessa nicht. Es war dies eine alte ruzelige Regenerin, die Frommanns Haushalt in Ordnung hielt. Der war allerdings sehr primitiv und erforderte nicht eben große Kenntnisse. Jessa sprach eben so viel als sie sah, und man wird dies zu würdigen wissen, wenn man hört, daß sie erklärte, ihr Magen müsse nicht in Ordnung sein, da sie nie satt werde. Somit war sie sehr eifrig. Kam ihr Herr zum Mittagessen mit flaubigen Stiefeln heim, und das geschah stets, da es im ganzen Farmgebiete nur schmale und einwider flaubige oder morastige Passagen gab, so ließ sich die Alte nicht nehmen, eigenhändig das Leberzeug blank zu pugen. Wahrscheinlich that sie dies, weil Frommann dabei immer zu erzählen pflegte, was geschehen sei. Seine kurzen, abgehackten Sätze sog die Regenerin mit unerfütterlicher Neugierde auf. Nachmittags, wenn sie ein Stündchen Zeit hatte, gab sie es dann in den Schütten, bereit ausgeschmückt, an ihre Geschlechtsgeoffenen weiter.

Jessa war, wie alle Regenerinnen, eben so neugierig wie abergläubig. Eines Tages, als der Farmer Mittag von einem Ritte aus dem entferntesten Theil seines Besitzthums zurückkehrte, trug er ein junges Thier auf den Armen. Es war von graubrauner Farbe und hatte einen ovalen Kopf mit kurzen herabhängenden Ohren. Der eine Fuß schien beschädigt zu sein. Die Bernstein so klar waren die Augen. Etwas Starres lag aber darin, trotzdem das Thier den Kopf unruhig bewegte.

„Hier, Jessa, bringe ich Dir etwas“, sagte Frommann lächelnd und legte den Fremdling auf eine Matte des festgestampften Fußbodens.

Die Regenerin fuhr erschreckt in die Höhe: „Ein Löwe“, schrie sie gellend auf und sprang mit einem Satz, der ihrem Alter alle Ehre machte, zur Thür hinaus.

Frommann lachte, daß es wie schwarzer Donner hallte.

Aber, Jessa, ein Hund ist es, ein wilder Hund! — Du weißt ja, draußen bei den Greenhüßigen lungern noch manchmal Trupps des scheuen oder schlaun und heimüthigen Gelechts her! — Kommt nun herein! Er ist froh, wenn Du ihm nichts thust.“

Wittrausch und stets zur Reiterade bereit, trat die Regenerin wieder herein: „Sprecht Mister richtig? Nicht, daß arme Jessa sich erschreckt mit bö-

sem Löwe!“

Wie ich Dir sage, ist es. Am Fuße eines niedergeburteten Baumstolzes fand ich die kleine Bestie. Sie jammerte ganz schauerhaft. Wahrscheinlich hat ihr ein älterer Genosse beim Raufen diese tiefe Schenkelwunde beibracht. Da mußte es liegen bleiben. Beim Aufnehmen wehrte es sich, schnappte mit den Zähnen, aber dann wurde es still.“

Jessa blieb in entsprechender Entfernung von dem Hunde stehen, der den Kopf mit den klugen, ängstlichen Augen ihr zumendete. Das Mitleid regte sich bereits in ihrer Brust: „Armes Thier hättest müßen sterben, wenn nicht guter Mister dich mitgenommen hätte!“

Jögernd strich sie über das struppige Fell des Findlings, durch dessen Körper hierbei ein Beben ging. Sie sog ängstlich die Hand zurück und wandte sich zu dem Farmer, der den Kopf abgelegt und den Kopf in einen Wasserbehälter gesteckt hatte. „Wildes Thier, sagen Rigger, bleiben wild, wird nix gut.“

Frommann fuhr so rasch aus der Schüssel, daß das Wasser in Strahlen aus seinem blonden Haar troff: „Dummes Geschwäg. Du verbindest dem Thiere — Rogo wollen wir es nennen — die verlegte Wote und giebst ihm auch etwas zu fressen. Damit Punktum!“

Der Farmer sagte dies in strengem Tone. Wiederstrebend sah er daraufhin die Regenerin die Matte mit dem ganz ruhig daliegenden Thiere, hielt sie sich jedoch für sorgfältig möglichst weit vom Leibe weg und trug sie hinaus. Ihr Mienspiel war dabei ein sehr lebhaftes.

So kam „Rogo“ auf Frommanns Farm.

Die Wunde war schon in vierzehn Tagen geheilt, und zwar so gut, daß das Thier in seiner Bewegungskraft nicht im Geringsten gehindert war. Anfangs benahm sich Rogo recht merkwürdig. Wenn sich ihm irgend ein menschliches Wesen — sogar die alte, gute Jessa — nähern wollte, lag er unter einen Kasten, einen Sessel, hinter den Herd oder entwichte durch die Thür. Gelang ihm das jedoch nicht, dann suchte er sich in einer Ecke möglichst unsichtbar zu machen, zitterte am ganzen Körper, öffnete den Rachen und richtete seine klaren, durchdringenden Augen starr auf den Menschen. Zuerst gewöhnte er sich an Jessa, die ihn mit großer Sorgfalt und eben so viel Geschwäg betreute. Sie gewöhnte ihn, scheinbar durch ihre Ueberredungskunst, an die Milch, die ihm anfangs gar nicht zusagen wollte, und brachte es mit großer Geduld auch dazu, daß er das Heulen aufgab, das er anfänglich bei Eintritt der Dunkelheit angestimmt hatte.

Rogo wuchs ziemlich langsam; nach anderthalb Jahren hatte er eine Höhe von etwa einem Meter erreicht. Sein Körper war wenig bestickt, aber außerordentlich muskulös. Schwarze, feste Zähne barg sein Rachen, mit denen er im Umdrehen die Knochenmahlszeit, die ihm zeitweilig gewährt wurde, beendete. Frommann nahm den Hund anfangs nur an der Kette mit ins Freie. Das Thier roch scharf nach dem Winde, hierauf war es ruhig, fast ängstlich hinter seinem Herrn hergezogen. Auch als nach einigen Wochen der Farmer die Leine loskoppelte, wich Rogo nicht von seinen Fersen. Doch verlor er sich mit funkelnden Augen und zitternden Rippen alle Bewegungen desselben bei der ersten Jagd. Das kluge Thier wußte bald, auf welche Stempelpare es der Farmer besonders abgesehen hatte. Ein wenig nach den allgemeinen Regeln abgerichtet, war er in kurzer Zeit ein vorzüglicher Jagdhund. Besonders meldete er das große wilde Raubzeug an, vor dem er aber, wenn es lebend war, einen außerordentlichen Respekt hatte. Er wagte sich nicht in die nächste Umgebung der Bestien. Waren sie aber zur Strecke gebracht worden, so mußte Frommann Rogo an die Kette legen, da er dann wüthend auf die Thiere einhieb. Auch strenge Züchtigung konnte ihm diese Gewohnheit nicht abgewöhnen.

Dem Farmer fiel es auf, daß sich die wilden Genossen Rogos ganz aus der Umgebung des Besitzes Frommanns zu verlieren schienen. Anfangs hatte er sie des Oestern aus der Ferne wahrnehmen können. Nun aber geschah dies nicht mehr. Ein paar mal fand der Farmer einige alte Exemplare todt auf. Sie waren durch Kehlbiße getödtet worden.

Allmälig war Rogo ein Liebling des einfachen Gehöftes geworden. Freilich betrachteten ihn die abergläubigen Schwarzen nach wie vor mit einer gewissen abergläubigen Scheu. Die durchdringenden Augen, mit denen er, wenn er ruhig im Hofe in der Sonne lag, ihre Bewegungen verfolgte, schienen ihnen unheimlich. Die alte Jessa behauptete sogar, daß die Weiber, wenn er in der Nähe sei, nur leise schwächen, damit er sie nicht verstehe.

Rogo bildete seinen Artgenossen im Gebiete der Farm. Dreimal hatten im Laufe der Zeit die Schwarzen Hunde auf das Gehöft gebracht, um sich dieselben zu müßen. Sie waren jedoch in kurzer Zeit von ihm todtgebissen worden.

Frommann hatte Rogo damals fürchterlich mit der schweren Rippenbeutische gequält, als er das kleine Hündchen getödtet hatte, das Mary Farays dem Farmer zum Geburtstagsgeschenk

hatte. Rogo hatte sich auf dem Boden gewälzt und nur gewinft. Frommann war schließlich die Peitsche weg, schmerzlich berührte ihn die Regungslosigkeit des Thieres. Er besah Jessa, Rogo eine nasse Decke um den Leib zu wickeln und ihm ein paar besonders gute Broden in seine Pfötchen zu legen. Seitdem schlug der Farmer den Hund nicht mehr. Derselbe schlief Nachts neben seinem Lager, und auch tagsüber wich er nur selten von der Seite seines Herrn. Im Frühjahr und im Herbst kam über das Thier eine eigene Unruhe. Raslos durchstreifte es Hof und Felder, und schließlich blieb es tagelang fort. Wenn es wieder kam, sah es abgehelt aus. Die Fressen hing ihm herunter und schien es sich nur schwer auf den Füßen zu erbalten. Gierig leerte es seine Schale. Dann wälzte es sich winselnd vor Frommanns Füßen, als wollte es für sein Aussehen Pardon erlangen. Waren des Farmers zürnende Worte vorüber, so erhob das arme Thier, schweifend, den Kopf, leckte seinem Herrn die Hand und ruhte nicht, bis ihm dieser das Fell streichelte.

Die Wildheit, die noch immer nicht ganz überwunden ist, treibt das Thier hinaus,“ erklärte der Farmer, wahrscheinlich nicht so ganz unrichtig, die zeitweiligen Ausflüge Rogos, des Hundes. So sehr Jessa dem Thiere zugethan war, nach solchen Exkursionen wich sie ihm ängstlich aus. Denn sie fürchtete in ihrer Einfachheit, er werde sich doch einmal in irgend eine Bestie verwandeln.

Fünf Jahre waren vergangen, seitdem der Farmer das Thier aufgefunden hatte. Frommann hat die Zeit über rüftig geschafft und nichts aus den Augen gelassen, was seinen Besitz heben konnte. Er hatte bei dieser eifrigen Arbeit aber auch nicht Mary Farays vergessen, die jetzt mit ihren zweiundzwanzig Jahren beinahe noch schöner war als mit sechzehn. Je größer und ertragsfähiger Frommanns Farm wurde, desto öfter ritt er gegen Abend hinüber auf des Nachbarns Gehöft, immer hatte er irgend eine Anfrage oder eine Auskunft, die er rasch erledigen mußte. Der weißhaarige Titan lächelte in seine Bartfloppen und die flachshaarige Mary erröthete, wie alle jungen, besten Mädchen, wenn Frommann auftauchte. So sprach man bald zwanzig Meilen im Umkreise davon, daß im nächsten Frühjahr Mary Farays und Robert Frommann ein Paar werden würden, und zwar ein hübsches Paar. Einmal war das Mädchen auch schon mit dem Vater auf des Bräutigams Farm „Braut schauen“ gewesen und hatte Farm, Viehstand und Gegend entzückend gefunden. Ein junger Rapphengst hatte Mary hingetragen; ein zierlich und doch außerordentlich kräftig gebautes, feuriges Pferd. Es war Marys Lieblingspferd. Frommann betrachtete es mit Renneraugen und äugerte sich in Ausdrücken höchsten Lobes über den Hengst. Schmunzelnd hörte dies der alte Farays an und sagte schließlich:

„Verehrter Freund und Nachbar! Der Gaul soll Euer sein. Ich sage sonst nichts, als daß Mary „Fromm“, so heißt der Gaul, nicht missen mag. Ich kalküle, die Trennung wird nicht lange überstanden werden und ich werde wohl bald eine Lady Frommann begrüßen müssen, deren ehelicher Taufname Mary ist.“

So kam der Rapphengst „Fromm“ auf Frommanns Farm. Selbstverständlich erhielt er dort eine ganz ausgezeichnete Pflege. Jedermann bewunderte das Thier, dessen ganzer Bau: schlanker Hals, schmale Fesseln und langgestreckter, muskulöser Körper, Kennzeichen einer guten Rasse waren.

Wenn Eines bedorugt wird, wach aber das Andere vernachlässigt. Das merkte nicht nur mit heimlichem Grolen Jessa, die alte Kochkünstlerin, das merkten alle und auch Rogo. Der Farmer wendete ihm nicht mehr das alte Maß von Wohlwollen zu. Der Hund warbete nun planlos im Haus und Hof herum, es kam nur selten vor, daß ihn Frommann bei seinen Ausritten mit sich nahm. Denn gleich von Anfang machte sich eine gewisse Abneigung zwischen Rogo und dem Hengst bemerkbar. Das Pferd schien den Geruch des Hundes nicht vertragen zu können. Es schlug, wenn er in die Nähe kam und schaute jernig. Deshalb sperrte der Farmer den Hund ein, wenn er austritt, sonst lief er ihm doch nach und machte „Fromm“ unruhig. Rogo aber heulte und trugte ohne Unterlaß an der Thür. Jessa fürchtete sich vor diesem tiefen, langgezogenen Heulen, das fast ohne Unterlaß erklang. Nur heftige Schläge konnten das Thier zur Ruhe bringen.

All dies schien die Abneigung zwischen Rogo und Fromm zu vertiefen. Ersterer schweifte gern in den Ställen herum und kam dabei auch in die Nähe des Hengstes, der nach ihm schlug und auch trat. Der Farmer sah just beim Mittagessen, als plötzlich ein kurzes, brüllartiges Bellen aus den Ställen scholl. Sofort sprang Frommann hinaus. Als er sich der Thür des Pferde-stalles näherte, taumelte der Hund heraus. Er hielt den Schädel gesenkt, Blut rann ihm heftig über das eine Ohr. Der Hengst wieherte jernig auf und stand in seinem Gelasse auf den Hinterfüßen. Er zitterte am ganzen Körper und war sehr unruhig. Der besorgte Farmer nahm sich dem Pferde mit schmeichelnden Worten, kopfte ihm den Hals und trabelte ihm auf dem Kopf. Erst nach einigen Minuten

nahm er wahr, daß das Geleit des linken Hinterfüßes blutete; es ergab sich dort eine ziemlich tiefe, glücklicherweise jedoch nicht gefährliche Wundwunde. Das erschreckte und erzürnte Frommann. Er wusch die Wunde aus, trocknete Arica hinein und verband sie. Dann sah er sich nach Rogo um, um ihn für seine That energisch zu züchtigen.

Das Thier war jedoch nirgends zu sehen. Der Farmer hieß alle Arbeiten stehen lassen, um nach dem Hunde zu suchen. Alle Winkel wurden aufgedeckt, man fand ihn aber nirgends, weder lebend noch todt.

Nachmittags wollte Frommann dem Hengst, der trübselig im Stalle stand, eine besondere Kung gewähren. So führte er ihn auf eine saftige Wiese. Dann lehrte er in die Farm zurück, wo die Samenmengen noch einmal durch die Maschine gelassen wurden. Dabei gab es natürlich ein ziemliches Geräusch. Trotzdem vernahm Frommann nach einer Stunde einen scharfen, martdurchbohrenden Schrei. Im Nu wandte sich der Farmer der Wiese zu. In gewaltigen Sprüngen eilte er dahin. Eine dunkle Masse bewegte sich dort in heftiger Weise. Als der leuchtende Mann näher kam, hoben die Thiere — es schienen wilde Hunde zu sein — schreien, aber mit glühenden Augen aufeinander und flohen landeinwärts. Fromm, der Hengst, lag auf dem zerstampften Boden, zerstückt, mit zitternden, aufgerissenen Rippen, im Verenden. Wenige Schritte entfernt, streckte sich der zerrutene Körper Rogos. Der Schädel war ihm von einem Hufschlage gespalten.

Die Oskierstolzer.

Roulette von Emma Merf.

Die Herren Papas pflegen sich für gewöhnlich bei den Tanzstunden-Abenden nicht einzufinden. Ein Kranz von Müttern sah ja herum und hütelte die Küchlein. Ab und zu kam wohl auch einmal ein Vater mit und erzeute sein Herz an dem Anblick der hüpfenden Jugend.

Zur angenehmen Ueberraschung seines Töchterleins erklärte Oberst von Reichertshausen eines Abends, er wolle sie begleiten. Die siebzehnjährige Frida war schon sehr weltlug; sie wußte, daß die Leutnants, die Löwen der Tanzstunde, besonders artig und liebenswürdig mit ihr sein würden, wenn der Herr Kommandeur anwesend war.

Oberst von Reichertshausen war bestimmt und suchte sich zu zerretzen. Seine Kellerei, sein Viebling, seine Helene, hatte ihm eine tiefe Enttäuschung angeleitet.

Wie war sie schön, wie war er stolz gewesen, als er sie zum ersten Male auf den Ball führte; der Prinz hatte sie sofort angeprochen und ihm gratulirt zu der herrlichen Tochter. Sämtliche Väter und Mütter hatten voll Reid die wunderbare, sieghafte Erscheinung angefaßt, die jüngeren Offiziere sich begeistert herangehängt: Ein förmliches Wettrennen war's gewesen um die Ehre, ihr vorgestellt zu werden, einen Tanz mit ihr zu erobren.

Mit Blumen beladen war sie heimgekommen. Ein paar Winter lang war sie die Königin jedes Festes, die geachtetste Schönheit in ihren Kreisen gewesen.

Der Oberst hatte sonst keine Anlagen zum Schwärmer und Phantasten. Aber für seine Helene träumte er von einer Fürstentronne, von einem glänzenden, vornehmen Loos, von einer Zukunft auf den Höhen der Menschheit. Das alte Geschlecht der Reichertshausen hatte seinen einstigen Glanz verloren. Sein Kind sollte wieder emporsteigen. Die Natur hatte ihr ja den höchsten Adelsbrief verliehen.

Doch Jahr um Jahr verging. Helene wurde verwundert, ausgezeichnet; aber seiner wachte es, sich in sie zu verliehen. Die Herren Offiziere waren alle so gute Redner. Sie wußten, daß der Oberst seiner Zeit aus Liebe geblendet hatte, ein hübsches Mädchen, allerdings aus einem gräflichen Hause, das aber sein altes Wappenschild nicht neu zu vergolden vermocht; daß seine zwei Söhne bei den feinsten Reimmenten standen — die Unbemittelten konnten, durften sich nicht nähern; die Reichen blieben aus. So war Helene nebenundzwanzig gemordet, ohne daß sich ein Bewerber gezeigt hätte.

Und gestern nun trat sie in sein Zimmer, sehr bleich, mit einem Ausdruck mühsam beherrschter Erregung auf den feinen Lippen.

„Papa!“ stammelte sie mit geprehter Stimme. In den nächsten Tagen wird ein Herr zu Dir kommen und Dich um meine Hand bitten.“

Er nahm ihr Gesicht in seine beiden Hände und fragte, sehr bewegt, mit einem forschenden Blick: „Du willst, daß ich „Ja“ sage?“

Sie schaute ihn stehend an mit ihren warmen, schönen Augen und nicht.

Ihre ängstliche Miene, ihre Verwirrung verriethen ihm ja, daß sie keine glänzenden Ausichten zu machen halte. Er war darauf gefaßt, von einer Liebesheirat mit beschriebenen Ansagen reden zu hören, Opfer bringen zu müssen.

„Du willst doch keine Dummheiten machen, Kind? Ich lege ja keinen so großen Werth auf die äußeren Verhältnisse, wie das heutzutage der Brauch ist. Aber von der Liebe allein

kann man nicht leben.“

„Er ist ein wohlhabender Mann, Papa,“ sagte sie rasch.

„So! Aber was sind dann für Hindernisse, die Dich so kleinlaut machen. Sein Name?“

Der Oberst zog die Augenbrauen in die Höhe und sah ihr gespannt auf die Lippen. Einen Moment verlagte ihr die Stimme.

„Fritz Maier,“ stieß sie dann hervor.

„Einfach Fritz Maier!“ rief der Vater mit einem Stirnrunzeln. „Weiter nichts? Kein Titel? Also nicht Offizier?“

„Nein! Er ist Kaufmann, Getreidehändler, aber sonst ein feingebildeter, wohlzogener junger Mann, — ein Gentleman, gewiß! Du wirst ihn lieb gewinnen, wenn Du ihn nur erst kennst!“

Sie war zum Kampf entschlossen. Daß harte Worte fallen würden, daß sie heftigen Widerspruch in ihrer Familie zu gewärtigen hatte, das wußte sie. Aber so zornbebend, so streng und abweisend hatte sie den Vater nie gesehen. Sie war ja immer von ihm verwöhnt und verhätschelt worden. Niemand hatte ihr sein Gesicht solchen Schreden eingejaßt.

„Ich will ihn nicht kennen lernen,“ schiebte er sie an und stand so groß und herrlich, mit so graufamem Blick vor ihr, daß sie zu zittern begann. „Meine Tochter soll nicht Frau Maier heißen. Ich will keinen Getreidehändler zum Schwiegersohn!“

Thränenhafte Augen hatte sie noch zu ihm aufgeschlagen. Erwidert hatte sie kein Wort.

Wenn er einmal heftig wurde, dann verstumte in seiner Familie jede Aufsehnung. Seinem energisch geäußerten Willen beugten sich auch seine Söhne.

Es kam ihm gar nicht in den Sinn, daß Helene daran denken könnte, ohne seine Einwilligung zu heirathen. Nachdem die erste Zornhitze verfliegen war, that sie ihm ja auch von Herzen leid, und er wollte das Zusammensein an diesem ersten einsamen Abend vermeiden.

Es schien ihm eine willkommene Gedanken-Ablenkung, seiner Frida zuzuschauen, die sich noch so ganz kindlich dem Vergnügen des Tanzes hingab. Sie war ja lange nicht so schön wie Helene; blühend und frisch, ein bishchen jugendlich. Aber vielleicht hatte sie mehr Glück, gerade weil sie eine Durchschnitts-Erscheinung war. Für sie wollte er seine Wünsche gar nicht so hoch fliegen lassen; sie konnte keine Ansprüche machen an ein ungewöhnliches Loos.

Aber seine königliche Helene! Mit dem vornehmen Wuchs, dem edlen Profil, dem stolzen Raden, die so bescheiden schien, ein Diadem, eine Hofschleppe zu tragen, die geschaffen war für eine gebietende Stellung, — sie, Frau Maier, die Getreidehändlers-Gattin! Sein ganzes Wesen bäumte sich auf gegen diese Vorstellung.

Mochte man ihn altmodisch, starrköpfig, verstorben nennen — er konnte nicht anders. Er tanzte nicht mit dem goldenen Kalb! Er rednete nicht Jeden, der Geld hatte, zu seiner Welt!

Gequält, mit finsternen Augen sah er da, während die schlanken Haare an ihm vorüberflogen und die Klavierspielerin in der Ecke taktfest, wenn auch ein wenig temperamentlos, ihren Walzer herunterspielte. Bei einer Pause fiel sein Blick auf die beschriebene Gestalt im abgetragenen, schwarzseidenen Kleid, und er bemerkte, daß sie wie todtnüchtern zusammenstand, den grauen Kopf vorgenickt, die Arme kraftlos im Schooße ruhend.

Er winkte einem der Leutnants heranzukommen, die bei jedem Bild des Obersten dienstfertig aufsprangen.

„Die arme Person da am Klavier, — sie scheint etwas erschöpft zu sein. Bringen Sie ihr doch einen Schlußwein,“ sagte er, indem er von seinem Rüßheimer ein Glas füllte.

„Mit Vergnügen, Herr Oberst.“

Als der Leutnant sich mit dem Takt näherte und höflich bemerkte: „Der Herr Oberst schickt Ihnen eine kleine Stärkung, Fräulein!“ erhob sie sich, wendete sich um und dankte mit einer schüchternen Verbeugung, mit einer Röthe der Verlegenheit auf den schmalen Wangen.

„Donnerwetter! Woher tenne ich dieses Gesicht?“ dachte der Oberst. Als der Tanz wieder begann und ihre Hände aus neue die Tasten bearbeiteten, huberte er in dem orenüberliegenden Spiegel ihre Züge. Die schmale Stirn, die hochgehobelten Brauen, die feine, gerade Nase — wo hatte er sie nur gesehen? Er suchte und suchte in seinem Gedächtnisse: eine nehmüthige Empfindung durchfröstelte ihn, aber die Erinnerung war zu verschwommen; sie zerrann im Nebel. Er wendete sich an die Damen.

„Kennst eine von Ihnen die Klavierspielerin? Wie heißt sie?“ fragte er gespannt.

„Frau Baronin v. Waldheim muß darüber Bescheid wissen. Sie hat sie in einem ihrer wohltätigen Vereine entdeckt. Man beschäftigt das Fräulein aus Mitleid. Sie soll sehr bedürftig sein.“

Die Baronin befaß sich nicht gleich auf den Namen.

„Ach, verzeihen Sie, Herr Oberst — es ist schrecklich, was ich für ein schwaches Gedächtniß habe! Ach so, — ja, nun fällt es mir ein. Sie heißt Hildegard de Castro! Das klingt ganz feubal, nicht wahr?“

Den Obersten hatte es durchdrückt. „Hildegard de Castro!“ wiederholte er ergriffen, erschütternd. „Ist es denn möglich?“

„Sie kennen sie, Herr Oberst?“

„Ich besinne mich seit einer Stunde, wo ich ihr begegnet bin! Nun weiß ich es. Denken Sie, liebe Baronin, ich habe in meiner Jugend mit ihr Tanzstunden gehabt.“

„Ach Gott, wirklich? Ja, ich hatte wohl gehört, daß ihr Vater Offizier gewesen. Aus unseren Kreisen also! Ist's nicht schrecklich?“ Die Dame senkte die Stimme: „Sie kam in das Krankenhaus, halb betäubt von Erschöpfung — vor Hunger. Dann erst nahm man sich ihrer an und suchte ihr Beschäftigung zuzuwenden. Sie ist zu stolz, um ein Almosen zu nehmen.“

Der Oberst stand wieder allein, preßte die Lippen aufeinander und versank in Grübelungen.

Hildegard de Castro! Ein schlankes, hübsches Mädchen war sie gewesen, stolz und übermüthig. Viele hatten sich vor ihrer scharfen Zunge und ihren spottlustigen Augen gefürchtet. Aber er hatte als junger Leutnant ihre wichtige Schlagfertigkeit ungemein bewundert und ein paar Monate lang für das selbstbewußte, tühne Mädchen geschwärmt. Dann war er verheiratet worden und hatte sie vergessen. Er befaß sich jetzt wieder ganz genau auf die Schicksale der Familie. Der Vater hatte als Major den Abschied nehmen müssen. Der Bruder war ein Leichtfuß und machte Schulden, die man mit größten Opfern bezahlte, nur damit er seinen Rod nicht ausziehen mußte; ein Jahr darauf fiel er in einem Duell. Die Eltern hatten seinen Tod nicht lange überlebt.

In Ansprüchen erzogen, stolz, hochmüthig und verwöhnt, und dann allein in der Welt, mit der Pension einer Majorstochter!

Ein Schaubern lief ihm über den Rücken.

Und sie spielte jetzt zum Tanz auf für eine neue Jugend, die ebenso sorglos und übermüthig und erwartungsstrotz in die Welt hineinclachte, wie sie es einst gethan, die an ihr vorüberlief, gleichgültig und graufam wie an einer Maschine.

Wie bitter mochte es ihr dabei zu Muth sein! Oder schaute sie mit heimlichem Mitleid auf die blühenden, frischen Mädchengeister?

Was würde aus ihnen allen? Aus den Vielen, den allzu Vielen, die einer glänzenden Zukunft zustrübten, die Glück und Glanz vom Leben erhofften?

Das Lachen um ihn her that ihm weh. Er konnte diese Walzerlänge nicht mehr hören.

„Ich gehe noch ein wenig in die Luft und hole Euch später ab,“ sagte er, sich verabschiedend, zu seiner Frau.

Einsam irrete er durch die nächtlichen Straßen, in düstere Gedanken verloren.

Als er wieder in den Tanzsaal trat, hing sich die Klavierspielerin eben den Krügen um und schlang ein Tuch um den grauen Kopf — immer allein in ihrem Winkel, wie durch eine weite Kluft getrennt von der hellen Gruppe der fröhlich Genießenden. Verlegen äugerte sie noch eine Weile, bis die Damen — vor allen ihre Gönnerin, die Baronin Waldheim — ihren unterwürigen, demüthigen Anir bemerkten und herablassend nickten. Dann schlüpfte sie einsam hinaus in das Dunkel.

Helene wachte noch bei der Heimkehr der Zhrigen; ein bitterer Leidenszug lag um ihre stolze Geschnungen Lippen. Die Mutter zankte, daß sie so gelesen hatte.

„Ich hätte doch nicht schlafen können,“ erwiderte sie milde, todtraurig.

Der Oberst wartete, bis er allein mit ihr im Wohnzimmer stand. Dann legte er ihr die Hand auf das Haar. Er mußte ringen mit sich in einem schweren Kampf mit seinen Anschauungen, mit seiner Liebe für die Tochter, mit seinem Stolz, bis er endlich sprechen konnte.

Während er durch die stillen Straßen dahingetret war, hatte ihn das Entsetzen gepackt, sie könnte allein zurückbleiben, mittellos, heimathlos, als eine Ueberzählige, der das Leben die Ansprüche herunterriß, einen nach dem anderen, die es zermürbte und niederbrückte, wie seine einstige Tanzstundenflamme. Diese bürstige Gestalt in dem abgetragenen, schwarzen Seidenkleid stand ihm vor Augen, warnend, drohend, wie ein Schreckbild, das seinen starken Willen lähmte, vor dem sein Hochmuth zerbrach.

„Alles war besser als dieses furchtbare Loos!“

„Ich habe es mir überlegt, Helene. Wenn Du den Mann lieb hast, — ich, ich will Dich nicht hindern, Deine Wege zu gehen, Dein Glück zu suchen, wo Du es zu finden hoffst,“ sagte er mit heiferer Stimme.

Sie blühte auf wie eine Rose im Sonnenschein. Halb lachend, halb schluchzend schlang sie die Arme um den Hals des Vaters.

„Ja, ja, ich hab' ihn lieb! Und ich danke Dir tausendmal, lieber, guter Papa!“

Er wehrte ihr ab. Ihm war zu traurig ums Herz. Ihren Rubel vermochte er noch nicht zu ertragen. Er hatte heute zu holze Träume begraben.

Nebenanzählte seine Jünglinge noch lachend und selig von ihren Tanzstunden triumphen. Sie hatte nur Nichtes, Lustiges gesehen, — keine düsteren Schatten aus der Vergangenheit.